



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Kaiser Karl V.

Werden und Schicksal einer Persönlichkeit und eines Weltreiches

Brandi, Karl

München, 1942

Lösung vom Reich 1554/55

[urn:nbn:de:hbz:466:1-71753](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-71753)

zu gut verpflegt, wütete wie gewöhnlich gegen seine Gesundheit, so daß ihn bei der Nässe, Kälte und Aufregung seine Krankheit täglich mehr quälte. Der gebildete Kammerdiener van Male jammerte in Briefen an den Herrn de Praet über die Schwäche der Ärzte, die Fürsorge der Königin und die Unsitte des Kaisers, frühmorgens gekühltes Bier zu trinken; er sagte dem Kaiser oft, aber vergebens, das könnten selbst starke Männer nicht vertragen.

Das Hauptquartier gab die Hoffnung auf militärische Erfolge langsam auf. „Der Kaiser spricht davon, alles aufzugeben und nach Spanien zu ziehen“, schrieb der Bischof von Arras an die Königin am 17. Dezember. Aber am Weihnachtstage wagte er noch eine letzte Hoffnung: „So oft schon sind in den Angelegenheiten des Kaisers glückliche Wendungen eingetreten, wenn man es am wenigsten erwartete. Gott gebe es!“

Auch das Wunder blieb aus. Darüber bemächtigte sich aller Teile des kaiserlichen Heeres Niedergeschlagenheit und Unmut. Sie schalteten auf den Herzog von Alba, der sie in dieses mörderische und hoffnungslose Unternehmen hineingeführt hatte. Der Kaiser aber, in seiner Art resigniert und ruhig, sah sich genötigt, in den ersten Tagen des Januar 1553 die Aufhebung der Belagerung anzuordnen. Sie vollzog sich ohne Störung. Der Kaiser blieb bis zum 13. Januar in Driedenhofen. Am 6. Februar war er wieder in Brüssel.

Lösung vom Reich

Meß war dem Kaiser die zweite Schicksalsstadt geworden. Hatte er sich von dem Erlebnis in Innsbruck leidlich erholt — Meß überwand er nicht mehr. Die altburgundische Politik gegen den lothringischen Raum brach vor Meß zum zweiten Mal zusammen, wie für Karl den Kühnen vor Nancy. Aber auch die Reichspolitik. Am meisten das persönliche Hochgefühl des Kaisers. Es war, als hätte der Himmel seine Hand von ihm abgezogen. Ihn quälten nicht nur Scham und verletzter Stolz über das kostspielige und gänzlich gescheiterte Unternehmen. Ihn quälte auch das Gewissen. Schon bei der Annahme des Passauer Vertrages glaubte er seinem Bruder zu Liebe in bezug auf die Begnadigungen und auf einzelne kirchliche und weltliche Rechtsverhältnisse weiter gegangen zu sein, als er durfte; die Herstellung der kassierten Verträge des Markgrafen ließ ihm vollends keine Ruhe. Im Laufe der nächsten Monate diktierte er deshalb dem Reichsvizekanzler Seld seine Revokation der Verträge von

Passau und Meß in die Feder — ein historischer Rückblick auf das Jahr 1552 und aus seinem eigenen Munde ein gewichtiges Dokument für das, was den Kaiser damals innerlich am meisten beschäftigte.

„Als gedachter Herzog Moriz“, so beginnt das Schriftstück, 1551 zusammen mit dem Markgrafen Albrecht Magdeburg belagerte, gelangten bereits Hinweise auf ihr geheimes Verständnis mit Frankreich an ihn. Doch glaubte er noch, daß bei den deutschen Fürsten Wort und Werk im Einklang stünden; wenn früher Fürsten sich gegen ihn empörten, so geschah das doch nicht hinterlistig. Dann hörte er Näheres über die Klagen des Kurfürsten wegen des Landgrafen, wegen der Religion und des Konzils, obwohl doch „sonst viele Leute dafür hielten, daß ihm für seine Person weder die eine noch die andere Religion angelegen sei, und wir unsererseits das Konzil allein der geliebten und hochbegehrten Einigkeit wegen in unserem christlichen Glauben förderten.“

Moriz erbot sich zu kommen, heißt es weiter, unterließ seinen Besuch aber unter nichtigen Vorwänden. Er betrieb Rüstungen und ließ die schmähhlichen Ausschreiben mit ergehen. Dann folgten Verhandlungen zu Linz und zu Passau, zwischendurch, trotz Waffenruhe, der Einfall in Tirol und die Plünderung der Sachen seines Hofgesindes. Gleichzeitig fielen die Franzosen ins Land, die Türken griffen an und rühmten sich des Einverständnisses mit den Franzosen.

Erst in Passau habe man gehört, daß Moriz gar nicht für alle verhandele. Auf das dringende Bitten des von den Türken bedrängten römischen Königs und der gehorsamen Stände, „die sich auch diesmal ganz kleinmütig und trostlos erzeigt“, habe er den Vertrag angenommen mit Ausnahme zweier Artikel, die sein Gewissen und die kaiserliche Hoheit berührten. „Darauf wäre Herzog Moriz auf seinem Teil schuldig gewesen, all sein Kriegsvolk entweder zu trennen oder unserem Bruder, dem römischen Könige, folgen zu lassen.“ Es ist aber zu diesem höchstens die Hälfte gekommen. Die andere „hat sich an den Markgrafen gehängt, der mit ihrer Hilfe die Stifte Mainz, Trier und Speyer jämmerlich verheert und verderbt hat“. Einige hätten sich sogar zu Frankreich geschlagen oder zu den braunschweigischen Junkern; man hätte es sich also sparen können, für alle diese in Passau seine Begnadigung zu erwirken.

Auf seinem Zuge gegen Meß sei ihm dann aus aufgefangenen Briefen bekannt geworden, was friedlichen Reichsständen von dem Markgrafen drohe, so daß ihm nichts übrig geblieben, als von zwei Übeln das kleinere zu wählen und mit dem Markgrafen zu verhandeln.

So behielten die Verträge von Passau und von Meß eine Reihe von unerträglichen Ungerechtigkeiten, die er nur der Not gehorchend angenommen habe.

Er hoffe, zusammen mit den Reichsständen diese Dinge wieder gutzumachen. Sollte er aber vorher sterben oder bei den Ständen nichts erreichen, „so wollen wir gleichwohl dasjenige, was in den angeregten Verträgen unser eigenes Interesse und den Nachlaß uns begegnet hoher Beleidigung betreffen mag, was wir auch sonst ordentlicher aufrichtiger Weise bewilligen mögen, hiermit abermals zum Überfluß ratifiziert und genehm halten, aber außerhalb desselben hiermit vor Gott und der ganzen Welt öffentlich protestiert und bezeugt haben, daß alles dasjenige, was in beiden Verträgen wider Gott, wider Recht, unseres und des heiligen Reiches Abschiede und Ordnungen, auch gegen alle Billigkeit sein möchte, aus lauter unbilligem Zwang und Besorgung eines Böseren ergangen ist und hiermit gänzlich kassiert, widerrufen und abgetan“ sein soll.

Die undatierte Erklärung ist von dem Kaiser nicht mehr veröffentlicht, anscheinend auf Bitte Ferdinands, der sich am 29. Dezember 1553 gegenüber den am Kaiserhofs umlaufenden Gerüchten von der Annullierung des Passauischen Vertrags durch den Kaiser nochmals wegen seines Anteils daran rechtfertigte und durchblicken ließ, daß er für seine aufopfernde Arbeit besseren Lohn verdient hätte — mit der fast herkömmlich ergebenen eigenhändigen Nachschrift: „Gott weiß, daß ich nichts anderes wünsche, als Euch in allem gehorsam zu sein!“ Aber dem Kaiser mag die Veröffentlichung nahe genug gelegen haben angesichts der Erregung, die seine Verträge mit dem Markgrafen in Deutschland ausgelöst hatten. Die Reichsstände beider Konfessionen und von den österreichischen Räten besonders Johann Ulrich Zasius begleiteten die Maßregeln des Kaisers seit diesen Verträgen mit Argwohn und lautem Unwillen. Was war der Sinn dieser großen Rüstungen und der gnädigen Haltung des Kaisers bald gegen diese, bald gegen jene unter den Fürsten oder den Städten? Daß dieser Mann mit seinen jetzt 53 Jahren gebrochen war an Körper und Spannkraft, wollten sie nicht glauben. Krank war er lange, aber bisher war er so oft überraschend und gewaltig aufgetreten, daß sie bei ihm nichts für unmöglich hielten.

Besonders Moritz, der aufmerksamste und unruhigste aller politischen Köpfe seiner Zeit, machte sich auf alles gefaßt. Der gewesene Kurfürst und seine Söhne schienen ihm immer selbstbewußter zu werden. Wollte der Kaiser sie als seine Werkzeuge benutzen? Oder die spanische Sukzession nun doch mit Gewalt erzwingen, sobald er sich von Meß wieder erholt hätte? Warum ließ er den Markgrafen, den er so freventlich wieder ins Recht gesetzt hatte, weiter in Franken auftrumpfen und wüten? Moritz sah die süd- und westdeutschen Fürsten zusammenrücken und Ende März ihren Heidelberger Bund schließen mit der Verpflichtung zu gegenseitiger Hilfe. Er selbst bereinigte sich mit Heinrich von

Wolfenbüttel in den Verträgen vom 24. März, trat auch mit Böhmen und einigen Nachbarn in den Egerschen Bund vom 6. Mai — alles Vorkehrungen, man wußte nicht recht, gegen wen. Gegen die bedrückende Unsicherheit, gegen die Störung des Landfriedens, und sei es im Namen der Religion, wohl gar gegen den Kaiser? In zuverlässigen Akten findet sich nicht eine Spur von Anhaltspunkten dafür, daß der Kaiser sich des Markgrafen gegen alte Feinde oder zur Durchführung der spanischen Sukzession hätte bedienen wollen. Aber auch dafür nicht, daß Moritz höhere Ziele im Auge gehabt hätte, als sich in allem zu behaupten.

Das Entscheidende war doch etwas Allgemeineres. Diese deutschen Stände besannen sich endlich darauf, daß sie sich untereinander vertragen mußten, wenn sie ihre seit dreißig Jahren gewaltig gestärkte landesfürstliche Macht erhalten und befestigen wollten. Jahrelang hatten sie sich auf das schärfste mit Wort und Tat befehdet, insbesondere hatten die Altkirchlichen frühzeitig ein kriegerisches Vorgehen vom Kaiser verlangt ohne die Neigung, sich selbst an einer solchen Abrechnung ernstlich zu beteiligen. Der Kaiser dagegen versuchte es teils gezwungen, teils aus Neigung so lange wie möglich mit friedlichen Mitteln. Nun war sein Fehlschlag für sie alle eine große Lehre. Der Weg zum Augsburger Religionsfrieden wurde frei.

Moritz hatte dafür die entscheidende Formel „des unbedingten, für und für währenden Friedens“ geprägt. Seit Passau wuchs seine Gestalt immer mehr ins Große. Er wußte wohl was er tat, als er dem Könige gegen die Türken diente; und doch war es nicht bloß klug. Er wußte auch wohl, weshalb er im Bunde mit Heinrich von Braunschweig dem tollen Markgrafen gerüstet entgegenzog, mochte er immer in ihm einen Vorkämpfer des Kaisers argwöhnen; er bekämpfte und besiegte in ihm die zerstörenden Kräfte des alten, schließlich käuflich gewordenen Raubrittertums, das für den Aufbau des Fürstenstaates der Reformation untragbar geworden war. Die Gunst des Schicksals ließ ihn zwei Tage nach dem Siege über den Markgrafen bei Sievershausen, am 11. Juli 1553 unter den erbeuteten Fahnen, Gott ergeben, enden. Er süßte heroisch was er getan. Größeres konnte er nach menschlichem Ermessen nicht erwarten.

Auch der Kaiser gab den Weg zum Religionsfrieden frei. Er entäußerte sich noch nicht des Kaisertums, aber er schied aus der Reichsregierung aus und überließ sie ausdrücklich und vollkommen seinem Bruder. Zu dem versprochenen Reichstage lud er zwar noch ein, auch den Papst, aber er lehnte es ab, den Tag zu besuchen mit der denkwürdigen und sicher aufrichtigen Begründung vom 8. Juni 1554 — „wie es sich unter Brüdern gehört, und mit der Bitte, nichts anderes dahinter zu suchen —, es ist nur die Sache der Religion, bezüglich deren

ich jene unüberwindlichen Bedenken habe, die ich Euch im einzelnen mündlich, zuletzt bei unserem Zusammensein in Villach dargelegt habe“. Daß auch Ferdinand als guter christlicher Fürst nichts bewilligen werde, was sein Gewissen beschweren könnte, bezweifle er nicht. Um ihm aber seine Teilnahme zu zeigen, habe er eine Denkschrift aufsetzen lassen über alle Punkte, die den bevorstehenden Reichstag beschäftigen könnten.

Diese sehr gehaltvolle Denkschrift besitzen wir gleich der Rechtfertigung der Verträge von Passau und Meß in der eigenhändigen Aufzeichnung des Reichsvizekanzlers Georg Sigismund Seld, eines geborenen Augsburger, der nach langem Studium im Auslande eine Zeitlang in bayrischen Diensten gestanden hatte, nach dem Tode von Naves aber in der Reichskanzlei unentbehrlich geworden und in den letzten Jahren dem Kaiser auch persönlich zunehmend nahe getreten war. Die Denkschrift entwickelte aus enger Verbundenheit mit dem Kaiser und doch nicht ohne Kritik in großen Zügen noch einmal die Gesichtspunkte, unter denen Karl V die Reichsachen, insbesondere die Kirchenfrage, betrachtete. Sie ist also für uns auch eine Art von politischem Testament für Deutschland, von Epilog auf diese Reichsregierung.

Über die altkirchlichen Fürsten lautet das Urteil wie schon 1530; sie denken nur an sich selbst; die geistlichen Fürsten sind jeder Reform abhold, und wohl deshalb hat Gott sie in den letzten Kriegen so besonders heimgesucht. Auch Päpste und Kardinäle und ihr sehr oberflächlich geleitetes Konzil erfahren eine mehr oder minder scharfe Kritik. Dagegen besteht noch immer die alte Neigung, durch Religionsverhandlungen auf paritätischer Grundlage zu dem Ziele einer möglichen Annäherung und damit zum Frieden und zur Einigkeit zu gelangen. Im Jahre 1530, sagt Seld, blieben 13 Artikel unverglichen, zu Worms und Regensburg 1541 nur noch 5 bis 6. Das ist etwas äußerlich, aber bezeichnend. Die Geschichte aller Häresien, des Arianismus so gut wie des Hussitentums, lehre, daß sie mit der Zeit an Stärke verlören. Daß das Interim ein Fehlschlag war, gesteht Seld zu, doch hält er die gleichzeitige Reformation des Klerus noch immer für eine segensreiche Sache. Nur hätte der Kaiser die widerstrebenden Prälaten natürlich nicht „an den Haaren dazu heranziehen können“. Zu einem Konzil, wie dem von Trient, würden die Lutheraner nie kommen; auch nach Meinung frommer Männer sei es niemals frei gewesen; durch das Fernbleiben anderer Mächte fehlte den „Kaiserlichen“, womit offenbar die Opposition gemeint ist, der nötige Rückhalt. Nationalversammlungen seien unkanonisch, Provinzialsynoden nur für disziplinäre Dinge da. Reichstage aber schöben die Dinge immer nur vom einen Mal zum anderen.

Von den weltlichen Dingen gelte, daß die Autorität der Stände gewachsen sei, diejenige des Kaisers gesunken. Seine Macht beruhe auf den Erblanden. Diese aber würden ringsum von Franzosen, Türken und Moresken angegriffen und dauernd bedroht. Die Sorge für den Landfrieden durch die Reichsacht und die Exekution der Reichskreise sei ganz unzulänglich. „Gut war der Vorrat von 1548, doch hat man ihn, durch Moritz' Heimtücke verleitet, an die unglückselige Magdeburger Sache verschwendet.“ Gut war auch einmal der Schwäbische Bund, aber die verschiedenen Bünde gegeneinander stören nur. Was die Angelegenheit des Markgrafen betreffe, so bedenke man zu wenig, in welcher Verlegenheit der Kaiser sich damals durch die Schuld der Fürsten befand. Herstellung des Besitzstandes von 1552 wäre noch immer das Gerechteste.

Endlich die Gravamina der Stände über die Reichsregierung, die Verwendung von Ausländern, fremdes Kriegsvolk und Verschleppung der Geschäfte. Das Verschleppen, gerade durch den Kaiser, wird zugestanden. Im übrigen habe er immer deutsche Reichsvizekanzler gehabt, und niemand könne ihm verbieten, daß er seine vornehmsten Berater in den allgemeinen Angelegenheiten auch für Deutschland heranziehe. Habe er durch Belehnung seines Sohnes mit Mailand und Siena angeblich Reichsgut entfremdet, so habe er mit Genua, Florenz und Piacenza doch das Reichsgut wieder vermehrt. Die Klagen der Kurfürsten über Verletzung ihrer Rechte seien ganz unbegründet. An Erblichkeit des Reiches durch Beseitigung der Wahl denke der Kaiser nicht. Streitigkeiten zwischen den Ständen, wie Österreich und Württemberg, habe er beigelegt; um andere, wie zwischen Hessen und Nassau, bemühe er sich seit Jahren. Die Behandlung des Landgrafen sei hart gewesen, aber der Kaiser habe auch genügend dafür büßen müssen.

Alle diese Darlegungen dienten nur zur Information der kaiserlichen Kommissare, die Ferdinand auf dem Reichstage unterstützen sollten und wissen mußten, was sie vorkommendenfalls zu sagen hätten. Jemand eine Verantwortung für den Ablauf der Dinge sollten sie nicht übernehmen. Der Kaiser versicherte immer wieder, daß er Ferdinand alles endgültig überlasse. Noch am 8. April 1555 schrieb er, daß er für seine Person feierlich Protest einlege gegen alles, „wodurch unsere wahre alte christliche und katholische Religion beleidigt, verletzt, geschwächt oder beschwert würde“. Wiederholt bezog er sich auf die Besprechungen von Villach und die anschließenden Korrespondenzen. Er verbat sich, daß man ihn frage oder gar Anweisungen einhole für die Behandlung der Religionsache.

Daß Karl V den Kaisertitel einstweilen beibehielt, war Rücksicht auf Ferdinands dringende Bitte, für den es wertvoll war, immer noch eine letzte Stelle zu haben, auf die er sich beziehen konnte. Eben deshalb blieb es eine bloße Form, daß der Augsburger Religionsfrieden vom 25. September 1555 mit der endgültigen Anerkennung der reichsrechtlichen Gleichberechtigung der Augsburgerischen Konfession neben der katholischen noch unter dem Namen des Kaisers Karls V erging. Mit der reichsrechtlichen Begründung zweier Konfessionen in Deutschland hatte er, wie mit dem ganzen Reichstagsabschied, innerlich nichts mehr zu tun; sie war nicht der Abschluß seiner Regierung, sondern der Anfang der Regierung Ferdinands I und damit einer neuen Zeit.

Die Abdankungen des Kaisers und seine Rückkehr nach Spanien 1555/56

In Spanien führte nach der Abreise Maximilians und der Infantin Maria wieder Prinz Philipp die Regentschaft mit den kaiserlichen Instruktionen vom 23. Juni 1551 in der dafür üblichen Form. Drei Jahre blieb Philipp im Lande. Dann wurde er durch eine scheinbar welthistorische Wendung aufs neue abberufen. Zu seiner Vertreterin bestellte er jetzt im eigenen Namen am 12. Juli 1554 seine jüngste Schwester Juana, Infantin-Witwe von Portugal, Mutter des Erben Don Sebastian. So haben nacheinander alle drei Kinder Karls V für ihn Spanien regiert.

Philipp aber begab sich am Tage nach der Ausfertigung jener Instruktionen zur Vermählung mit seiner Tante Mary, die durch den Tod ihres Halbbruders Edwards VI am 6. Juli 1553 zur Königin von England berufen war und bei den nicht unerheblichen Widerständen im Lande durchaus der Anlehnung an eine starke Macht bedurfte. Der Kaiser, für den die Mitwirkung bei der Herstellung der Legitimität und der alten Kirche in England ein berauschender Gedanke war, hatte der Königin durch seinen Gesandten Simon Renard jede Unterstützung zugesagt, besonders aber ihr die Ehe mit seinem Sohne nahegelegt, nachdem er dessen freudige Zustimmung dazu sofort erhalten hatte. In großer Feierlichkeit verlobte sich die Königin am 30. Oktober mit dem abwesenden Infanten in ihrem Kabinett unter Ausstellung des allerheiligsten Sakraments in Gegenwart des kaiserlichen Gesandten. Ihr spanisch-katholisches Blut mag in dem Erben Spaniens den ihr von Gott gesandten Gemahl gesehen haben.